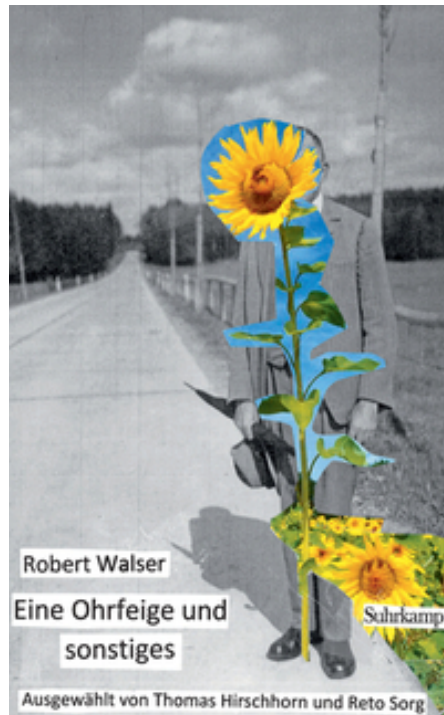


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Walser, Robert
Eine Ohrfeige und sonstiges

Ausgewählt von Thomas Hirschhorn und Reto Sorg Mit einem Vorwort von Thomas Hirschhorn

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4884
978-3-518-46884-5

suhrkamp taschenbuch 4884

Seit jeher hat Robert Walser bildende Künstler auf der ganzen Welt inspiriert. Auch für Thomas Hirschhorn, einem der innovativsten Konzeptkünstler der Gegenwart, ist er eine Leitfigur, ein »Held«, der für wahres Künstlertum steht. Walsers Kunstanspruch ist stets an einen persönlichen Standpunkt geknüpft, der zum Betrieb Distanz markiert.

Die vorliegende »Blütenlese« enthält eine Auswahl von Robert Walsers besten Texten – ein idealer Einstieg in das Werk eines Autors, dessen poetisch bildhaftes Schreiben eine ungebrochene Wirkungsmacht hat.

Robert Walser (1878-1956) absolvierte in seiner Geburtsstadt Biel eine Ausbildung zum Bankangestellten und arbeitete als Commis u. a. in Zürich. 1898 erschienen seine ersten Gedichte, die ihn zu einem Geheimtip werden ließen und ihm Zugang zu literarischen Kreisen verschafften. Nach produktiven Jahren in Berlin kehrte er 1913 in die Schweiz zurück und schrieb dort weitere wichtige Werke. Infolge einer psychischen Krise trat Walser 1929 in Bern in eine psychiatrische Heilanstalt ein; 1933 gegen seinen Willen in eine Klinik in Herisau verlegt, gab er das Schreiben auf.

Thomas Hirschhorn, geb. 1957 in Bern, erhielt 2001 den Prix Marcel Duchamp, 2004 den Joseph Beuys-Preis und 2018 den Prix Meret Oppenheim. 2002 zeigte er sein *Bataille-Monument* auf der Documenta 11 in Kassel und gestaltete 2011 den Schweizer Pavillon auf der 54. Biennale in Venedig. 2013 realisierte er in New York City das *Gramsci Monument*, 2014 im Palais du Tokyo in Paris *Flamme éternelle*. Im selben Jahr beteiligte er sich an den viel diskutierten Installationen im Schinkel Pavillon in Berlin sowie mit *Abschlag* an der Manifesta 10 in Sankt Petersburg.

Robert Walser

Eine Ohrfeige und sonstiges

Ausgewählt von

Thomas Hirschhorn und Reto Sorg

Mit einem Vorwort von

Thomas Hirschhorn

Suhrkamp

Erste Auflage 2019
suhrkamp taschenbuch 4884
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2019
Quellennachweise zu dieser Ausgabe am Schluss des Bandes
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: Thomas Hirschhorn
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46884-5

Inhalt

Vorwort 9

Der Greifensee 17

Ein Maler 20

Was ist Bühnentalent? 41

Das Theater, ein Traum 44

Kennen Sie Meier? 48

Lustspielabend 51

Guten Tag, Riesin! 57

Kleist in Thun 60

Kutsch 70

Der Schriftsteller (I) 73

Tell in Prosa 77

Der Schriftsteller (II) 79

Fabelhaft 84

Aschinger 86

Die Schlacht bei Sempach 89

Gebirgshallen 97

Auf der Elektrischen 99

Friedrichstraße 102

Berlin und der Künstler 105

Die Frau des Dramatikers 108

Hose 110

Was aus mir wurde 113

Zu der Arlesierin von van Gogh 115

Helblings Geschichte 117
Brief eines Dichters an einen Herrn 131
Wirtshäuselei 134
Das Zimmerstück 136
Rede an einen Knopf 138
Würzburg 140
Nervös 153
Poetenleben 155
Büren 164
Der Sekretär 174
Basta 177
Die Wurst 180
Das letzte Prosastück 183
Die Gedichte 189
Freiburg 195
Der Leseabend 199
Fidelio 205
Die Eroberung von Paris 208
Ich ging wieder einmal ins Theater 210
Walser über Walser 213
Tagebuchblatt 215
Das seltsame Mädchen 218
Der Affe 220
Die Kellersche Novelle 224
Die Schöne und der Treue 226
Eine Ohrfeige und sonstiges 227
Kurt 241

Wladimir 242

Ich will in diesem zunächst bescheidenen, gleichsam
dünnen und kleinen Memorandum 245

»Verkannte Dichter unter uns?« 250

Einmal gab es da so eine Art Persönlichkeit 251

Krachen wie Schlangen 255

Der heiße Brei 259

Minotauros 262

Meines Wissens gab es einmal einen Dichter,
der sich als ein außerordentlich zartsinniger
Frauenbegleiter auswies 264

Ohne mich lang zu besinnen,
nenne ich ihn Olivio 267

Die leichte Hochachtung 274

Einmal lebte ein für ernste Menschen Lustigkeiten
dichtender Spaßmacher 278

Eine Art Erzählung 280

Für die Katz 284

Meine Bemühungen 286

Textnachweise 289

Vorwort

Warum ich Robert Walser, seine Bücher und seine Texte liebe

Jeder Text, jedes Buch, jedes der Bücher von Robert Walser ist notwendig für mich, der kürzeste Text, das dünnste Buch. Denn jedes seiner Bücher, jeder seiner Texte zählt. Alle Bücher und alle Texte sind gleich wichtig. Wichtig heißt nicht bedeutsam. Kein Text, kein Buch ist nicht ›bedeutsam‹ oder ›bedeutungsvoll‹, denn auch ›schlechte Bücher‹ sind bedeutungsvoll, das gilt für alle Bücher. Es geht nicht um Bedeutung, es geht nie um Bedeutung. Es geht darum, dass die von mir ausgewählten Texte von Robert Walser unverzichtbar sind. Unverzichtbar sind *Wladimir*, *Meine Bemühungen* und auch *Berlin und der Künstler*. Alle in dieser Anthologie zusammengefassten Texte sind unverzichtbar, und alle diese Texte behaupten einen eigenen Sinn jenseits der Bedeutung.

Diese Texte sind Sinnbehauptungen. Wichtig ist, dass sie Behauptungen sind und dass sie darauf insistieren, Behauptungen – gegen eine Bedeutung – zu sein. Es geht darum, die Texte gegen ihren bloßen ›Inhalt‹ aufzurichten, gegen ihren Inhalt zu verteidigen. Es geht darum, den Text *Eine Ohrfeige und sonstiges* gegen seinen eigenen Inhalt zu lesen! Nicht um ihn von seinem Inhalt zu entfernen, sondern um zu zeigen, dass die Sinnbehauptung, die sie darstellen, alles ›nur Inhaltliche‹ hinter sich lässt. Es geht darum, dass diese Texte ihren eigenen Inhalt verraten, indem sie auf etwas anderem als auf ihrem Inhalt insistieren.

Ich liebe die Texte und die Bücher von Robert Walser nicht wegen ihres Inhalts. Ich liebe sie als Widerstände, als absolute Forderungen, weil sie Forderungen und Überforderungen sind. Robert Walser war ein Widerständiger. Im kurzen Text

Walser über Walser wird das ersichtlich, widersteht Robert Walser doch der ›wohlwollenden‹ Bezeichnung ›Schriftsteller‹. Er wehrt sich, wenn jemand – mit scheinbarem Überblick – sich an ihn, den ›Schriftsteller‹, wendet. Er wehrt sich – präzise und grausam, grausam gegen sich selbst –, auf seine Romane *Der Gehülfe* und *Geschwister Tanner* verweisend, weil er genau weiß, was es heißt, den Preis für ›Schriftstellerei‹ zu bezahlen. Robert Walser hat den Preis – den Preis, seine Arbeit zu machen, Schriftsteller zu sein – als Erster bezahlt. So habe ich das ›Nicht-mehr-Schreiben‹ oder ›das Schweigen‹ Robert Walsers – während seiner Herisauer Jahre von 1933 bis 1956 – immer als eine absolute künstlerische Geste, eine souveräne, radikale künstlerische Haltung verstanden. Sein Schweigen kann nicht hoch genug geschätzt werden.

Im Text *Brief eines Dichters an einen Herrn* schreibt Robert Walser, dass er – oder der arme junge Dichter – jemand sei, den es sich nicht lohnt kennenzulernen. Was als Bescheidenheit, Unterwürfigkeit, mangelndes Selbstvertrauen oder falsche Bescheidenheit oder gespielte Unterwürfigkeit oder vorgespieltes mangelndes Selbstvertrauen verstanden werden kann – und da liegt die Dimensionslosigkeit, das alles Sprengende – von Robert Walsers Schreiben, zeigt die radikale Haltung des Künstlers und des Autors auf.

Er bestimmt: Es geht nur um den Text, es geht nur um den Text Robert Walsers – es geht nicht um die Person – Robert Walser –, die Person, die diesen Text geschrieben hat. Robert Walser zeigt auf: Es geht nie um die Person, es geht nie um ihn, es geht nie um ›das Persönliche‹. Aber, klar, er spielt – wortreich – damit, einmal prahlend, dann sich entschuldigend. Mit dem Feuer spielend, sich selbst verbrennend, verachtet Robert Walser ›das Persönliche‹.

Im Text *Das Zimmerstück* sieht Robert Walser mit chirurgischer Genauigkeit, wie ein abgenutzter Regenschirm an einem ebenso abgenutzten Nagel hängt. Er beschreibt mit Präzi-

sion, »wie Schwaches in seiner Schwachheit anderes Schwaches noch stützt«, und insistiert – mit seinem geschärften Blick ›fürs Schwache‹ –, wie sich ein bodenloser Abgrund eröffnet und wie dieser Abgrund uns Lesenden anbietet, uns zu verschlingen. So lustvoll, wie sich der Autor freiwillig – und sich auf diesem Weg befreiend – selbst verschlingen ließ.

Hier zeigt er mir: Robert Walser war frei, er war frei mit dem ihm Eigenen. Frei zu sein mit dem Eigenen heißt, ganz von diesem Eigenen auszugehen, und es heißt ›Form geben‹ – ausgehend von seinem Eigenen. Das Eigene, womit Robert Walser operiert, hat – an sich – keine Form. Es braucht sie nicht, denn die Form entsteht erst, wenn sie sich an den anderen richtet, wenn sie sich nach außen stülpt – das macht Robert Walser.

So ist mir immer wieder aufgefallen, dass viele Robert Walser für sich selbst behalten wollen. Robert Walser ist jemand, der es schafft, ausschließlich, egoistisch, egotistisch, völlig vereinnahmend, absolut exklusiv geliebt zu werden. Viele denken – auch ich bin keine Ausnahme –, dass nur sie Robert Walser ›richtig‹ verstehen, ›richtig‹ kennen, ›richtig‹ ehren, ›richtig‹ lieben würden. Eine solche Ausschließlichkeit bewirken nur die ganz Großen. Es geht aber nicht darum, diese Ausschließlichkeit zu verstärken, aufzuheben oder zu vermindern, sondern es geht darum, in diese Ausschließlichkeit Löcher zu schlagen und Öffnungen zu schneiden, um Durchlässigkeit zu ermöglichen und einen Durchbruch – unzählige Durchbrüche – zu schaffen.

Robert Walser hat sich selbst verloren, er hat sich für mich verloren, er ist der Schriftsteller des existenziellen Verlusts und der existenziellen Unsicherheit. Er hat sich – für uns – auf seinem Weg verloren. Robert Walser hat dem Prekären, dem Unsicheren, dem Ungewissen, dem Nicht-Garantierten, dem Fragilen, dem Labilen einen Weg geebnet, einen Pfad getreten.

Die Sprache von Robert Walser ist es, die den Weg aufweist, verschlungen, porös, ziellos – ein Holzweg. Seine Sprache zer-

fließt, hebt sich auf, löst sich auf – wie nasse Fußabdrücke auf einem heißen Steinboden. Es ist eine Sprache der Selbstauflösung, die mir ermöglicht, mich in sie hineinzuleben, ohne mich selbst dabei aufzulösen. Robert Walser hat dafür den Preis bezahlt.

In seiner Radikalität und Bereitschaft, den Preis für seine Arbeit zu bezahlen, ist er ein Beispiel für jede Künstlerin und jeden Künstler, jede Philosophin und jeden Philosophen, jede Schriftstellerin und jeden Schriftsteller. In *Briefe eines Dichters an einen Herrn* schreibt Robert Walser: »Ich stehe auf der Erde: dies ist mein Standpunkt.« Damit gibt er mir den Schlüssel, um in dieser komplexen, ja hyperkomplexen Welt eine Position – meine ganz eigene Position – einzunehmen, zu finden und zu behaupten. Ich stehe auf der Welt, links und rechts, hinten und vorne biegt sie sich zum Abgrund – aber ich stehe darauf – ich stehe!

Robert Walser beleuchtet das Kleine, das Unbeachtete, das Uernste, das Unscheinbare. Er beleuchtet, was im Schatten ist, er hält – für mich – die Taschenlampe im Dunkeln. Ich habe von ihm gelernt, dass alles als wichtig erachtet werden muss, denn alles ist wichtig. Ich habe gelernt, dass alles wichtig sein kann und dass alles wichtig werden kann, und ich habe gelernt, dass nichts unwichtig ist. Robert Walser hat einen Text geschrieben mit dem Titel *Wenn Schwache sich für stark halten*. Er hat diesen Satz nicht nur niedergeschrieben, sondern er hat ihn vorgelebt, er hat ihn für mich, für uns aufgeschrieben. Er hat es rebellisch und mit Freudigkeit vorgelebt – wahrlich widerständig im Misserfolg und wahrlich widerstrebend gegenüber dem Erfolg.

Robert Walser stellt für mich die Frage: Was bedeutet Erfolg? Was bedeutet Misserfolg? Bin ich bereit, eine Arbeit jenseits von Erfolg und Misserfolg zu machen? Wir müssen erkennen, dass Misserfolg zu haben, nicht heißt, »Opfer« zu sein, Misserfolg zu haben, kann ein Heldenakt sein. Robert Walser ist ein Held.

Ich will Robert Walser als Helden sehen, aber ich will ihn nicht für mich selbst behalten, deshalb diese – zusammen mit Reto Sorg vorgenommene und vorliegende – Text-Auswahl, diese Anthologie oder noch schöner: diese Blütenlese.

Thomas Hirschhorn

Eine Ohrfeige und sonstiges

Der Greifensee

Es ist ein frischer Morgen und ich fange an, von der großen Stadt und dem großen bekannten See aus nach dem kleinen, fast unbekannten See zu marschieren. Auf dem Weg begegnet mir nichts als alles das, was einem gewöhnlichen Menschen auf gewöhnlichem Wege begegnen kann. Ich sage ein paar fleißigen Schnittern »guten Tag«, das ist alles; ich betrachte mit Aufmerksamkeit die lieben Blumen, das ist wieder alles; ich fange gemütlich an, mit mir zu plaudern, das ist noch einmal alles. Ich achte auf keine landschaftliche Besonderheit, denn ich gehe und denke, daß es hier nichts Besonderes mehr für mich gibt. Und ich gehe so, und wie ich so gehe, habe ich schon das erste Dorf hinter mir, mit den breiten großen Häusern, mit den Gärten, welche zum Ruhen und Vergessen einladen, mit den Brunnen, welche platschen, mit den schönen Bäumen, Höfen, Wirtschaften und anderem, dessen ich mich in diesem vergeßlichen Augenblick nicht mehr erinnere. Ich gehe immer weiter und werde zuerst wieder aufmerksam, wie der See über grünem Laub und über stillen Tannenspitzen hervorschimmert; ich denke, das ist mein See, zu dem ich gehen muß, zu dem es mich hinzieht. Auf welche Weise es mich zieht, und warum es mich zieht, wird der geneigte Leser selber wissen, wenn er das Interesse hat, meiner Beschreibung weiter zu folgen, welche sich erlaubt, über Wege, Wiesen, Wald, Waldbach und Feld zu springen bis an den kleinen See selbst, wo sie stehen bleibt mit mir und sich nicht genug über die unerwartete, nur heimlich geahnte Schönheit desselben verwundern kann. Lassen wir sie doch in ihrer althergebrachten Überschwenglichkeit selber sprechen: Es ist eine weiße, weite Stille, die wieder von grüner luftiger Stille umgrenzt wird; es ist See und umschließender Wald; es ist Himmel, und zwar so lichtblauer, halbbetrübter Himmel; es ist Wasser, und zwar so dem Himmel ähnliches

Wasser, daß es nur der Himmel und jener nur blaues Wasser sein kann; es ist süße blaue warme Stille und Morgen; ein schöner, schöner Morgen. Ich komme zu keinen Worten, obgleich mir ist, als mache ich schon zu viel Worte. Ich weiß nicht, wovon ich reden soll; denn es ist alles so schön, so alles der bloßen Schönheit wegen da. Die Sonne brennt herab vom Himmel in den See, der ganz wie Sonne wird, in welcher die schläfrigen Schatten des umrahmenden Lebens leise sich wiegen. Es ist keine Störung da, alles lieblich in der schärfsten Nähe, in der unbestimmtesten Ferne; alle Farben dieser Welt spielen zusammen und sind eine entzückte, entzückende Morgenwelt. Ganz bescheiden ragen die hohen Appenzellerberge in der Weite, sind kein kalter Mißton, nein, scheinen nur ein hohes, fernes, verschwommenes Grün zu sein, welches zu dem Grün gehört, das in aller Umgebung so herrlich, so sanft ist. O wie sanft, wie still, wie unberührt ist diese Umgebung, wird durch sie dieser kleine, fast ungenannte See, ist selber also so still, so sanft, so unberührt. – Auf eine solche Weise spricht die Beschreibung, wahrlich: eine begeisterte, hingerissene Beschreibung. Und was soll ich noch sagen? Ich müßte sprechen wie sie, wenn ich noch einmal anfangen müßte, denn es ist ganz und gar die Beschreibung meines Herzens. Auf dem ganzen See sehe ich nur eine Ente, welche hin und her schwimmt. Schnell ziehe ich meine Kleider aus und tu wie die Ente; ich schwimme mit größter Fröhlichkeit weit hinaus, bis meine Brust arbeiten muß, die Arme müde und die Beine steif werden. Welch eine Lust ist es, sich aus lauter Fröhlichkeit abzuarbeiten! Der eben beschriebene, mit viel zu wenig Herzlichkeit beschriebene Himmel ist über mir, und unter mir ist eine süße, stille Tiefe; und ich arbeite mich mit ängstlicher, beklemmter Brust über der Tiefe wieder ans Land, wo ich zittere und lache und nicht atmen, fast nicht atmen kann. Das alte Schloß Greifensee grüßt herüber, aber es ist mir jetzt gar nicht um die historische Erinnerung zu tun; ich freue mich vielmehr auf einen Abend,

auf eine Nacht, die ich hier am gleichen Ort zubringen werde, und sinne hin und her, wie es an dem kleinen See sein wird, wenn das letzte Taglicht über seiner Fläche schwebt, oder wie es sein wird hier, wenn unzählige Sterne oben schweben - und ich schwimme wieder hinaus. –

Ein Maler

Diese Blätter aus dem Notizbuch eines Malers sind mir, wie man so sagt, zufällig in die Hände geraten. Mir erscheinen sie nicht so unbedeutend, als daß ich nicht glaubte, sie veröffentlichen zu dürfen. Über die darin niedergelegten Kunstansichten kann man gewiß verschiedener Meinung sein. Das ist aber auch nicht das Wichtigste, sondern das andere, Dazwischliegende, das rein Menschliche in den Blättern erschien mir als das Bedeutendere, wirklich Lesenswerte.

Dies soll eine Art Tages- oder Notizbuch werden. Ich werde die Blätter, wenn sie zu Ende geschrieben sind, verbrennen. Wenn sie zufällig aufbewahrt werden, so mögen sie nur einem neugierigen, schwatzhaften Schriftsteller in die Hände fallen; was kann mir daran liegen? Die Welt ist mir gleichgültig, ebenso die Menschen, ebenso diese paar Aufzeichnungen. Ich schreibe zu meinem Vergnügen, so zwischen dem Malen hindurch, wie ein Dieb, wie ein Erzschem; ich habe immer gern kleine Streiche verübt. Und welch harmloser, unbedeutender Streich ist dieses Aufschreiben! Ich lege etwas von meiner Gesinnung, etwas von meiner Kunstanschauung, etwas von meiner Seele darin ab, wie auf einem kleinen, bescheidenen Opferaltar, könnte ich sagen! Warum auch nicht? Das Schreiben ist überdies für die Malerhand eine amüsante Abwechslung, warum sollte ich das meiner Hand nicht gönnen? Ich bin nun schon seit einigen Wochen in dieser Villa, mitten in den Bergen, unter Tannen, zwischen den lieben, einsamen Felsen. Den ganzen Tag, fast die ganze Woche haben wir Nebel. Der Nebel geht hier nie ganz weg, nur bei ganz klarstem Wetter. Ich liebe den Nebel, so wie ich alles liebe, was feucht, kalt und farblos ist. Ich habe nie Ursache gehabt, mich nach mehr Farben zu sehnen, denn ich habe immer, von frühester Jugend auf, da